

Pause für Politiker, Bildungsexperten, Eltern- und Lehrervertreter. Zu Wort kommen endlich mal diejenigen, um die es geht: die Schüler. Thema ist der neue Bildungsplan der grün-roten Landesregierung, Knackpunkt ist das Ziel, die Akzeptanz nicht-heterosexueller Lebensformen im Unterricht zu fördern. Doch was denken Schüler darüber – und wie gehen sie selbst mit dem Thema „Sexuelle Vielfalt“ um? Die RNZ hat mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen gesprochen, in Schulen, Cafés und Beratungsstellen. Die Ergebnisse sind überraschend – und zum Teil erschreckend.

> **„Übertrieben“** finden viele Heidelberger Schüler sowohl die Hervorhebung der sexuellen Vielfalt im Bildungsplan als auch die Reaktionen darauf. Natürlich sollten Homosexuelle akzeptiert werden, meint Sarah (18) vom Elisabeth-von-Thadden-Gymnasium. Sie sieht aber „keine Notwendigkeit, das Thema im Unterricht breitzutreten“. Auch Isaac (16) vom Helmholtz-Gymnasium findet, dass die Gesellschaft hier schon sehr tolerant ist. Mitschüler Anshar (18) fügt hinzu, dass man auch andere Meinungen akzeptieren müsse. Dagegen wendet Lars (17) ein: „Die Freiheit des Einzelnen endet dort, wo die Freiheit des Anderen beginnt.“

> **Die Angst vor „Indoktrination“** finden alle total bescheuert. „Das klingt, als könnte man sich das aussuchen“, lacht Sarah verständnislos. Niklas (16) fügt hinzu: „Jungs werden ja nicht schwul, weil es modisch wäre.“ Dass es genug Schwule und Lesben aus konservativen Elternhäusern gibt, sieht Sarah als Beweis dafür, dass Homosexualität nicht anerzogen sein kann.

> **In ihrem Geschichtsbuch** habe gestanden, dass auch Homosexuelle zu den Verfolgten des NS-Regimes zählten, berichten Kimberly (16) und Marius (17). Sie besuchen die Viernheimer Albertus-Magnus-Schule und verfolgen die Diskussion von der hessischen Nachbarschaft aus. Kimberly erinnert sich auch an das Wedekind-Drama „Frühlings Erwachen“, in dem sich zwei Jungen näherten. „Wir haben mit unserem Lehrer darüber geredet, ob sie homosexuell sind oder sich ausprobieren wollen.“ In Baden-Württemberg hat Niklas auch über das Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare diskutiert. „Gerade da merkt man, dass Aufklärung notwendig ist: Bei mir fand die Hälfte des Kurses das unnatürlich“, merkt seine Mitschülerin Keshia (16) an.

> **Ist Schule überhaupt der richtige Ort**, um über andere Formen der Sexualität zu reden? „Auf jeden Fall“, findet Keshia. „Je früher man es einfließen lässt, desto eher sehen Menschen es als normal

Sexuelle Vielfalt in der Schule: Total normal – oder nicht?

Laura Geyer und Philipp Weber haben sich bei Jugendlichen zum Thema Bildungsplan umgehört

an.“ Anshar und sein Mitschüler Nicolas (17) halten es deshalb für richtig, schon in der Grundschule mit der Aufklärung zu beginnen. Sie geben zu, Berührungsängste mit Homosexuellen zu haben, „weil man es einfach nicht so oft sieht.“ Sarah glaubt nicht, dass man Grundeinstellungen ändern kann – die kämen aus den Elternhäusern.

Keshia sieht das weniger negativ: „Es geht darum uns aufzuklären, damit wir uns eine eigene Meinung bilden können!“ Isaac fügt hinzu, dass seine Eltern nie mit ihm über das Thema gesprochen hätten, er also fast alles darüber aus der Schule wisse. Auf das Umfeld kommt es in jedem Fall stark an, sind sich alle einig: das Zuhause, der kulturelle Hintergrund, die soziale Umgebung, der Schultyp.

> **In den Aufklärungsunterricht** gehören jedenfalls alle Formen von Sexualität, finden die Schüler. Dort sei die sexuelle Vielfalt kein Thema gewesen, erinnert sich Kimberly. „Das Ganze sollte einem aber auch nicht in jeder Matheaufgabe und jedem englischen Übungssatz gedrängt werden.“ Man könne zum Beispiel statt „Vater und Mutter“ auch einfach „Eltern“ schreiben, weil diesen Begriff jeder für sich deuten kann, findet Sarah. Keshia schlägt vor, zum Beispiel im Kunstunterricht zu erwähnen, wenn ein Künstler schwul ist – „wir kriegen ja auch erzählt, wie oft einer verheiratet war“. Außerdem könnte im Deutschunterricht mal ein Buch behandelt werden, in dem Homosexualität Thema ist. Isaac findet vor allem die Begabung wichtig und kann sich vorstellen, dass zum Beispiel ein Gespräch mit einem schwulen Paar eindrücklicher ist als eine Unterrichtseinheit. „Viele Homophobe kennen keine Schwulen.“

> **„Politische Überkorrektheit“** beklagt Niklas. Trotz der Umbenennung der „Schokoküsse“ gebe es zum Beispiel immer noch Ras-

ismus. Keshia erzählt von ihrem Französischbuch, in dem eine Familie „ein Kind von jedem Kontinent“ hat. Da müsse man schon realistisch bleiben. Niklas fragt sich, ob man beim Thema Homosexualität nicht einfach auch bei der Realität bleiben sollte. Schließlich sei die Mehrheit der Gesellschaft heterosexuell. Anshar und Lars überlegen dagegen, dass „schwul“ viel zu oft als Schimpfwort benutzt wird.

> **Nicht zuletzt auf den Lehrer** kommt es an, findet Kimberly: „Wenn die Schüler sehen, dass er über alle Formen

von Zusammenleben spricht und offen mit dem Thema umgeht, müssen Schwule oder Lesben in der Klasse weniger Angst haben.“ Marius ergänzt: „Es wäre ein Anfang, wenn man darüber reden würde.“

> **„Wenn sich einer outen würde**, könnte er schon Probleme bekommen“, meint Marius. „Ich kenne einen homosexuellen Jungen, der das gemacht hat. Danach ist er von vielen

seiner früheren Freunde links liegen gelassen worden“, weiß Kimberly zu berichten. Die Jungs hätten Angst gehabt, von ihrem schwulen Mitschüler ange-macht zu werden. „Dabei ist das ja genauso, wie mit einem Mädchen befreundet zu sein: Da muss auch nichts laufen“, überlegt Anshar. Er fände es schon erst einmal befremdlich, wenn sich ein Freund von ihm outen würde, aber deswegen würde er ihn nicht weniger mögen. „Mädchen hätten mit einer lesbischen Mitschülerin weniger Probleme“, vermutet Kimberly, „Berührungen sind bei uns weniger schlimm.“ Isaac glaubt, dass Männer eher homophob sind, weil sie Angst haben, „unmännlich“ zu sein – Frauen hätten vielleicht weniger Probleme mit ihrer Weiblichkeit. Marius stimmt zu, aber hundertprozentig überzeugt sieht er nicht gerade aus.



Ob die beiden wohl ein Problem hätten, wenn sie sich in der Schule küssen würden? Die meisten Schüler glauben, dass Jungs es schwerer haben sich zu outen als Mädchen. Foto: dpa

Ein Coming-out ist nicht immer die beste Lösung

Ulli Biechele, Psychologe und Geschäftsführer einer Mannheimer Beratungsstelle, berichtet von seiner Arbeit mit jugendlichen Klienten

Von Laura Geyer und Philipp Weber

Jugendliche, aber auch Erwachsene, die mit ihrer Homosexualität Schwierigkeiten haben, suchen Rat in der Psychologischen Schwulen- und Lesbenberatung (Plus) in Mannheim. Ihr größtes Problem sei das Gefühl der Einsamkeit, erklärt Dr. Ulli Biechele (49). Der Diplom-Psychologe ist einer der Geschäftsführer von „Plus“ und gehört zum vierköpfigen Beraterteam. Im RNZ-Gespräch erklärt Biechele außerdem, warum er den rot-grünen Bildungsplan klar befürwortet.

> **Herr Biechele, in welcher Lage befinden sich Jugendliche, die den Kontakt zu Ihrer Beratungsstelle suchen?**

Bei vielen verläuft das Coming-out in Phasen. Als erstes merken sie, dass sie anders sind und an den Aktivitäten ihrer Altersgenossen nicht teilnehmen können oder wollen. Dabei möchten Jugendliche dazu gehören, cool sein. Für manche stellt die Entdeckung ihrer Homosexualität deshalb eine echte Lebenskrise dar. Auch, weil in ihrem Umfeld behauptet wird, dass diese Orientierung minderwertig sei. Gerade im Alter von 13 bis 16 Jahren sind viele mit ihrer Situation alleine: Die Selbstmordrate bei nicht-heterosexuellen Jugendlichen ist um das Vier- bis Fünffache erhöht. Es kommen auch vermehrt Transsexuelle zu uns, also Menschen, die eine Geschlechtsumwandlung anstreben, oder Transgender-Leute, die sich zwischen den Geschlechtern fühlen.

> **Wie erklären Sie sich den großen Widerstand vieler Baden-Württemberger gegen das grün-rote Bildungsplan-Ziel,**

die Akzeptanz sexueller Vielfalt zu fördern?

Je mehr ein Thema in der Gesellschaft sichtbar wird, desto mehr erreicht es auch diejenigen, die es dort nicht sehen wollen. Ich mag hier aber nicht zum großen Rundumschlag ansetzen. Wir sehen auch viele segensreiche Prozesse. Selbst konservative Glaubensgemeinschaften wollen das Thema nicht mehr ausschließen und überlegen, wie sie damit umgehen. Da gibt es gute Ergebnisse.

> **Raten Sie zum Beispiel einer homosexuellen 14-Jährigen, sich in der Schule und vor ihren Eltern zu offenbaren?**

Nicht unbedingt. Eine Möglichkeit ist, zunächst mit einer Vertrauensperson, einem guten Freund oder einer engen Freundin zu reden. Aber die Voraussetzungen unterscheiden sich: Es kommen Jugendliche, die bereits Gewalt in der Schule oder der Familie erfahren haben, aber auch Eltern oder Freunde von Be-

troffenen. Außerdem fragen gleichgeschlechtliche Paare an, unter welchen Bedingungen sie eine Familie gründen können. In einigen Fällen verweisen wir auf andere Stellen. Außerdem gehen wir an Schulen und bieten Workshops an.

> **Wie kommt Ihre Arbeit dort an?**

Die Schulen nehmen unser Projekt „Power Up“ gerne an. Manche Jugendliche zeigen wenig Verständnis für nicht-heterosexuelle Lebensentwürfe, aber man kann Vorurteile abbauen, wenn man ins Gespräch kommt.

> **Meinen Sie, es müssten weniger Jugendliche zu Ihnen kommen, wenn die Schulen den neuen Bildungsplan umsetzen würden?**

Auch heute haben nicht alle homosexuellen Jugendlichen Probleme. Die Vernetzung und die Informationsmöglichkeiten im Internet sind hier eine große Hilfe. Trotzdem halte ich das eher für eine Utopie. Die Schulen argumentieren nicht ganz zu Unrecht, dass sie kein Reparaturbetrieb sind für Dinge, die in der Gesellschaft schief laufen. Schule sollte aber ein Ort sein, an dem die Absicht erkennbar wird, dass Menschen sich ohne Angst und Ausgrenzung entwickeln können.

① **Info:** Bei „Plus“ in der Mannheimer Alphonstraße 2 gibt es neben der Beratung auch kulturelle Angebote. Damit verbunden ist auch politisches Engagement zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Schwulen und Lesben in der Region. Telefon: 06 21 / 33 621 10, Internetadresse: www.plus-mannheim.de.

„Schule ist oft homophob“

Florian Wiegand über sein Engagement bei den Delta Boys

(lag/web) In der Schule wurde er gemobbt, weil er anders war. „Schule ist ein homophober Raum“, sagt Florian Wiegand bitter. Der 26-Jährige ist froh, nicht mehr in den Unterricht zu müssen. Erst, nachdem er zur Jugendgruppe „Gipfelstürmer“ kam, fand er den Mut, sich bei seinen Eltern zu outen – mit 22 Jahren. „Die Gruppe ist wie ein Fallschirm, falls man dann von Familie und Freunden fallen gelassen wird.“ Jugendliche müssten sich unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung angstfrei entfalten können. Dafür hätten die Schulen zu sorgen – und dafür müssten alle Lebensformen sichtbar gemacht werden.

Das bedeute aber nicht, dass Kinder jeden Alters mit Sex konfrontiert werden, widerspricht er Kritikern der Bildungsplanreform. Vielmehr solle sie zum Beispiel Bilder einer lesbischen Malerin anschauen oder lernen, dass im Dritten Reich auch Homo- und Transsexuelle verfolgt wurden. Schließlich gehe es bei Homosexualität auch nicht primär um Sex, sondern darum, wen man liebe.

Nachdem Wiegand zu alt für die Gipfelstürmer wurde, gründete er die „Delta Boys“, für Schwule von 23 bis 30 Jahren. Er erzählt von einem Teilnehmer, der aus Angst, daheim gesehen zu werden, eigens nach Mannheim kommt. In der Gruppe gehen sie zusammen aus, organisieren Workshops; vor allem aber bestärken sie sich gegenseitig.

① **Info:** Die Delta Boys sind online zu finden unter www.deltaboys.plus-mannheim.de.



Der neue Bildungsplan ist richtig, wird die Probleme homosexueller Jugendlicher aber nicht sofort lösen, sagt Diplom-Psychologe Ulli Biechele. Foto: Gerold